

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 4

Artikel: Vereinsamt
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mehr mit der Seele und sehenden Augen schauen, hat der Nebel seinen Reiz verloren; aber eine vergangene Welt hat den spukhaften Zauber, das Treiben von Riesen und Unholden im tückischen Moor, im knisternden Röhricht und in der weglosen, grauen Heide in unvergesslichen Dichtungen eingefangen.

Wenn die Atmosphäre des Spätherbstes aus dem Gegensatz von warm und kalt feines Gewebe zu spinnen beginnt, dann zieht es mich unwiderstehlich hinaus. Im garnigen Grau, das alles Laute und Grelle dämpft, höre ich mich von tröstlichen Stimmen anrufen. Während ich gehe und kaum drei Meter vor mich hinsehe, befinde ich mich auf der Heimkehr zu den inneren Bezirken, auf der Einkehr bei Dingen, die mir in einer brüchig gewordenen Welt unversehrt und heilig geblieben sind. Eine stille Feierlichkeit kommt über mich, und immer ist es, als stände solch ein Nebeltag unter einem festlichen Zeichen. Statt mich eingeengt und bedrückt zu fühlen, weitet sich die Seele und schwingt sich wie auf den Flügeln eines frohen Liedes in die Ferne. Ich denke an die Jugendzeit im Heimatdorf, wo wir im Herbst das Vieh auf die Weide trieben, Runkeln und Rüben ausgruben und in dünnen Kartoffelstauden ein Feuer entfachten, dessen Rauch sich mit dem grauen Weben über den Matten zärtlich vermischte. Und immer sehe ich dann meine Geschwister und unsern schrulligen Verdingknecht,

der am Sonntag in alten Kalendern las und längst vor dem Grafen Zeppelin von lenkbaren Luftschiffen träumte; ich sehe Schulkameraden und Gestalten, die ich in der Erinnerung behalte, obwohl manche dahingegangen sind.

Gestern streifte ich auf meiner Wanderung durch den Nebel rund um die Stadt und freute mich an unscheinbaren Kleinigkeiten. Hinter dem Güterbahnhof standen einzeln und in Gruppen die grünen Wagen der Schausteller, Komödianten und Artisten, die dort jeden Winter auf die warme Jahreszeit und die Ausfahrt in die Welt hinaus warten. Wäsche hing vor den winzigen Fenstern an Schnüren zum Trocknen aus: geflickte weisse Laken, rosige Höschen, blaue Hemden und Schürzen, die in buntem Farbenspiel leise flatterten, als ob sie winken wollten.

Später wirbelten in einer Allee tausend und aber tausend kleine Rauhreifflöckchen von den Aesten, setzten sich als zierliche Sterne auf Schultern und Arme und dufteten herrlich nach Kälte. Sie waren wie die Blütenblätter der Kirschbäume, die der Wind von den Zweigen schüttelt. Ich fühlte mich geborgen in meinem Mantel, und das Blut pulste mir in den heißen Wangen. Eine vereinsamte Saatkrähe sass auf einem Waidenstrunk am Bachrand und schaute sinnend in das langsame Ziehen des Wassers; plötzlich drehte sie den Kopf, hob die Schösse ihres schwarzen Frackes und schwang sich davon.

Otto Zinniker

V E R E I N S A M T

Vereinsamt steh' ich da.
Die Welt ist leer.
Was einst an Glück geschah,
Geschieht nicht mehr.

Ich möcht' noch einmal ganz
Im Lichte gehn
Und allen Jugendglanz
Von innen sehn.

Ich möcht' noch einmal so
Wie einst als Kind
Die Menschen rufen froh,
Die nicht mehr sind.

Ich möcht' von deinem Arm
In Frost und Pein
Noch einmal wohl und warm
Gehalten sein.

Das Leben flieht dahin
Wie Windeswehn;
Noch eben wars Beginn,
Schon ists Vergehn.

Vereinsamt steh' ich da.
Die Welt ist leer.
Was einst an Glück geschah,
Geschieht nicht mehr.

Unversehens stand ich draussen am See. Aber war das wirklich noch der von nahen Ufern und Hügeln gesäumte See, den wir vom Sommer her kannten? Nein, er war es nicht, es hatte sich mit ihm eine Wandlung vollzogen. Was mir da zu Füssen lag, reichte unter dem Nebel ins Unabsehbare, Grenzenlose. Ich stand am Rande unseres Erdteils, am Strand des Ozeans, die enge Alltagswelt ging im Unendlichen auf. Es war wie die Erfüllung eines Traumes, über die unermessliche Fläche zu schauen, der Urzeitmusik des rhythmischen Wellenschlages zu lauschen und Gottes grossen Raum um sich zu spüren. Das Grau des Nebels und des Wassers, das draussen über dem See ineinanderfloss, es war von einer Ausgesprochenheit und Vollendung, ein Grau in Grau, wie es keine Palette hervorbringt.

Und schön ist es, an einem Nebelabend mit Frau und Kindern in der Geborgenheit der Stube zu sitzen. Kein Mensch besucht uns zu solcher Stunde. Wir leben wie auf einer vergessenen Insel, hören das Pochen unserer Herzen, und das Haus und der Herd bekommen erst jetzt ihre Bedeutung.

Zu Andersens 150. Geburtstag

Bo Grönbech

DER DÄNISCHE

MÄRCHEN.

DICHTER

Als Hans Christian Andersen im Jahre 1805 in der kleinen dänischen Provinzstadt Odense geboren wurde, konnte niemand ahnen, dass er einmal weltberühmt werden sollte. Sein Vater, ein armer Schuhmacher, starb früh, und die Mutter musste sich den Lebensunterhalt für sich und den Jungen damit verdienen, dass sie im Bach von Odense für andere Leute Wäsche wusch. Er selbst war von Aussehen nachgerade hässlich und ausserdem nervös und eigen; in die Schule mochte er nicht gehen, und sein grösstes Vergnügen bestand

darin, Bücher zu lesen und Schauspiele zu dichten und sie auf seinen eigenen Puppentheater vorzuspielen und vorzusingen. Aber trotz seiner schwachen Gesundheit und der ärmlichen Umgebungen war er davon überzeugt, ein berühmter Mann zu werden, und eine alte Frau prophezeite ihm, seiner wegen werde seine Vaterstadt einmal illuminiert werden. Mit 14 Jahren beschloss er, von Haus wegzuziehen und sein Glück zu versuchen. Er begab sich direkt nach Kopenhagen, der Metropole und grössten Stadt Dänemarks, und hier begann sein Kampf um Leben und Zukunft.

Er musste den Versuch machen, mit Künstlern und anderen einflussreichen Personen in Verbindung zu kommen. Sein erster Besuch galt einer der ersten Tänzerinnen am Königlichen Theater. Er erzählte zunächst von sich und seiner Liebe zur Schauspielkunst, und ehe sie sich's versah, hatte er Anstalten getroffen, ihr eine Szene aus einem Singspiel vorzuführen; er zog sich die feinen Stiefel aus — er tanzte besser ohne sie, erklärte er — und stellte sie fein säuberlich in eine Ecke der Stube, bediente sich seines steifen Huts als Tamburin, und dann deklamierte, sang und tanzte der lange vierzehnjährige Junge der vornehmen Zuschauerin etwas vor; natürlich musste sie glauben, er sei nicht richtig gescheit. Als er fertig war, fragte er, was sie davon halte, aber als er merkte, dass sie eher durch ihn erschreckt als von seinem Talent beeindruckt war, schlich er sich still mit vielen Entschuldigungen davon.

Doch verlor er nicht den Mut. Er ging auf andere Künstler los, und zwar mit einer solch unschuldigen und offenen Zudringlichkeit und aufrichtigen Begeisterung für die Kunst — und für die eigenen Ambitionen —, dass sie ihm ihre Unterstützung nicht versagen konnten. Sie verschafften ihm etwas Unterricht (was ihm in hohem Grade not tat) und ein paar kleine Pflichten am Königlichen Theater, aber Ordnung kam erst in sein Leben, als einer der Direktoren des Theaters, ein sehr hoher und tüchtiger Beamter und ein kluger Menschenkenner, den dänischen König dazu veranlasste, ihm eine Unterstützung zu gewähren, so dass er zur Schule kommen und etwas Ordentliches lernen konnte. Aber es wurde eine harte Zeit für ihn. Der Rektor der kleinen Provinzschule, wohin er geschickt wurde, war ein tüchtiger und begabter Mann, aber in Unterricht irritabel und ungeduldig. Als einmal eine Herde Kühe auf der Strasse vor den Fenstern der Schule vorübergetrieben wurde, ersuchte er die ganze